

Nie vergessen: Jesus war Jude

Zur Bekämpfung des Antisemitismus sollte – gerade auch am Karfreitag – das «Judesein Jesu» stets neu in Erinnerung gerufen werden, betont Martin Steiner, Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

Interview: Benno Bühlmann

Martin Steiner, Lehrbeauftragter am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) der Universität Luzern, hat sich in seiner Dissertation mit dem Titel «Jesus Christus und sein Judesein» eingehend mit dem Antijudaismus und der jüdischen Jesusforschung auseinandergesetzt. Es handelt sich dabei um ein Thema, das angesichts der deutlichen Zunahme antisemitischer Vorfälle in der Schweiz aktueller ist denn je. Steiners Arbeit ist mit dem Dissertationspreis der Universität Luzern ausgezeichnet worden.

Gerade die Tage vor Ostern begünstigen nicht selten das verbreitete Narrativ von den «Juden als Gottesmörder», obwohl diese Aussage bekanntlich historisch nicht zutreffend ist.

Martin Steiner: Tatsächlich muss dieses Narrativ dringend korrigiert werden, denn es ist schlichtweg falsch. Wenn wir die Passionsgeschichte im Neuen Testament historisch-kritisch lesen, gilt es zu beachten, dass es sich bei der Kreuzigung eindeutig um eine römische Hinrichtungsart handelt, die Pontius Pilatus, der römische Statthalter in Jerusalem, vollstrecken liess. Von einer Kollektivschuld der Juden auszugehen, ist nicht haltbar. So käme ja auch niemand auf die Idee, heute die Italiener dafür verantwortlich zu machen, dass Pontius Pilatus einst Jesus kreuzigen liess.



Martin Steiner ist Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Bild: Boris Bürgisser (Kriens, 7. 4. 2025)

Wäre beim Lesen der Passionsgeschichte während der Karfreitagliturgie in der Kirche eine Art «Disclaimer» notwendig, damit heute nicht erneut ein fruchtbarer Boden für judenfeindliche Interpretationen geschaffen wird?

Nicht nur in der Kirche, sondern auch im Konzertsaal, in Operaufführungen und im Bildungsbereich braucht es heute ein reflektiertes Bewusstsein für die Wirkungsgeschichte der Texte, insbesondere der Passionsmusiken von Johann Sebastian Bach, beispielsweise der Johannespassion oder der Matthäuspassion. Tatsächlich enthalten die Passionsgeschichten Formulierungen, die ohne Kontext und ohne Einordnung leicht zu judenfeindlichen

Missverständnissen führen können, wie beispielsweise die Aussage bei Johannes 19,6, wo es heisst: «Die Juden aber schrien: «Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!» Solche Aussagen sind nicht gegen das ganze jüdische Volk gerichtet – sondern spiegeln vielmehr Auseinandersetzungen eines innerjüdischen Konfliktes im 1. Jahrhundert.

In Ihrer Dissertation haben Sie sich eingehend mit der Frage des Antijudaismus und auch der Jesusforschung auseinandergesetzt. Können diese Erkenntnisse auch eine präventive Wirkung entfalten?

Ja, die Auseinandersetzung mit der Jesusforschung ruft uns das Judesein Jesu immer wieder neu in Erinnerung: Jesus wurde

als Jude geboren, er lebte als Jude und ist auch als Jude gestorben. Und auch der auferstandene Jesus Christus kann letztlich von diesem jüdischen Kontext des Lebens Jesu nicht getrennt werden.

Sehen Sie konkrete Ansätze, wie im jüdisch-christlichen Dialog Vorurteile abgebaut werden könnten?

Einen wichtigen Anstoss zur Verständigung ging bereits 1947 von der Seelisberg-Konferenz im Kanton Uri aus. Da wurde insbesondere in der zweiten von zehn Thesen das Judesein Jesu hervorgehoben. Die Vorarbeit für diese Thesen ging vom französischen Historiker Jules Isaac (1877–1963) aus. Später brachte unter Papst Johannes XXIII. die Erklärung «Nostra aetate» eine geradezu kopernikanische Wende im Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum. Damit war eine wichtige Basis geschaffen, um die Theologie von Antijudaismus zu befreien und so nach Isaac von einer «Lehre der Verachtung» zu einer «Lehre des Respekts» zu gelangen.

Welche Desiderate für den Dialog sehen Sie derzeit als Mitarbeiter des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung der Universität Luzern?

Das Institut macht bereits seit 1981 sehr viel in diesem Bereich: So müssen beispielsweise alle, die in Luzern Theologie studieren, Judaistik als Pflichtfach besuchen. Eine bleibende Aufgabe liegt einerseits beim Umgang

mit der Schoa, aber auch die Frage, wie mit dem Staat Israel umzugehen ist: Welche Israel-Kritik ist in Ordnung und welche ist antisemitisch?

Nach welchen Kriterien lässt sich das unterscheiden?

Um die neue Welle an Antisemitismus zu bekämpfen, hat Natan Sharanski die Anwendung eines 3D-Tests ins Gespräch gebracht: Antisemitismus liege vor, wenn «Dämonisierung», «Doppelstandards» oder «Delegitimierung» gegenüber Israel angewandt würden. Dämonisierung in Form von verteufelnder Rhetorik oder Bildsprache ist noch recht einfach zu erkennen. Delegitimierung meint, Israel entgegen dem Selbstbestimmungsrecht der Völker das Existenzrecht abzuspochen. Doppelstandards können überall dort erkannt werden, wo etwa einseitig der israelische Einmarsch in Gaza verurteilt wird, ohne auf den Hamas-Angriff hinzuweisen. Vielmehr gilt es, hinzusehen, statt Genozidvergleiche anzustellen oder – wie beim Gegenüber auffällig – reflexhaft Antisemitismus zu rufen. Es ist auch nicht zulässig, Jüdinnen und Juden, die in der Schweiz leben und Schweizer Bürger sind, automatisch für die Politik des Staates Israel verantwortlich zu machen.

Hinweis

Literaturhinweis: Martin Steiner, Jesus Christus und sein Judesein. Antijudaismus, jüdische Jesusforschung und eine dialogische Christologie. 347 Seiten, Fr. 34.–, Kohlhammer, Stuttgart 2025.

Mein Thema

Gründonnerstagsfeier

An der heutigen Gründonnerstagsfeier wird in vielen Pfarreien eine «Agape mit Abendmahl» angeboten. Dabei wird dem letzten Abendmahl von Jesus gedacht, bei dem er nochmals mit seinen Freundinnen und Freunden zusammen war und mit ihnen Brot und Wein teilte. Zuvor hatte er ihnen die Füsse gewaschen und erklärt, dass sie sich genauso gegenseitig zu Dienenden werden sollen, wenn sie etwas vom Reich Gottes jetzt schon unter sich erleben wollten.

Letztes Jahr hatte Papst Franziskus in einem italienischen Gefängnis mehreren Frauen die Füsse gewaschen. Lange Zeit wäre so etwas undenkbar gewesen, weil die Päpste vor ihm für dieses Ritual ausschliesslich Männer ausgesucht hatten, um zu unterstreichen, dass diese an die zwölf Jünger erinnern sollten. Die Offenheit von Franziskus hat mich sehr gefreut.

Mal schauen, wem im Vatikan in der diesjährigen Gründonnerstagsfeier die Füsse gewaschen werden. Ist die Zeit wohl schon reif für eine Gruppe gleichgeschlechtlich sich Liebende oder wiederverheiratete Geschiedene? Ich würde es mir wünschen.



Bruno Hübscher
Seelsorger/Diakon
in Gettnau
seelsorge.gettnau@prw.ch



Eine Dienstleistung des Schweizerischen
Katholischen Pressevereins (SKPV) • www.skpv.ch
fördert christliche Medienarbeit

Christ + Welt
Zeitungsseiten zu aktuellen Fragen